

„Wann schickst du dieses Zeug, das du schreibst, endlich mal an einen Verlag? Oder lies es jemandem laut vor, das wäre wenigstens ein Anfang.“ Darauf weiß Toni nichts zu antworten. „Du weißt, was Mascha jetzt sagen würde?“

„Dass ich mein Studium zu Ende bringen soll.“

„Exakt.“

„Damit hat sie recht, aber...“

„Ich weiß, Toni“, sagt Julia und es ist, als würde sie ihr schwesterlich eine Hand auf die Schulter legen. „Das haben wir alles schon mehrfach besprochen. Ich kann sowieso nicht nachvollziehen, was an Literatur so spannend sein soll. Aber du bist klug und du liebst diesen Kram. Also warum gehst du nicht raus und zeigst jemandem, der was davon versteht, was du kannst?“

„Celine wäre so jemand.“

„Ach komm, du weißt genau, was ich meine.“

„Ja. Ich werde weitermachen, sobald – gerade geht es nicht, ich... muss noch etwas Geld sparen.“

„Klar“, meint Julia, obwohl es das nicht ist. „Vergiss Celine und komm am Samstag mit mir feiern.“

„Ins *Black Panther*?“

„Lieber nicht.“ Ein verlegenes Hüsteln. „Bin dort kein gern gesehener Gast mehr.“

„Was ist passiert?“

„Habe mit einer geflirtet und frage, wie sie heißt. Elke, sagt sie. Und ich: So fett siehst du gar nicht aus. Wer kann denn ahnen, dass sie *Die Ärzte* nicht kennt und zu allem Überfluss die neue Flamme der Clubbesitzerin ist?“

Gegen ihren Willen muss Toni lachen. Sie selbst hat Jahre gebraucht, um sich an Julias Humor zu gewöhnen. Aber neben ihren vielen guten Eigenschaften wirkt der wie das Muttermal im Gesicht von Cindy Crawford. „Gibt es überhaupt einen Lesbenclub in der Stadt, aus dem du noch nicht geworfen wurdest?“

„So toll ist die Auswahl in diesem Kaff ohnehin nicht“, winkt Julia ab. „Da geh ich lieber in die großen Städte, dort sind sie nicht so verklemmt.“

Endlich schafft es die Wärme, Toni zu entspannen und sie kann sich zurücklehnen. „Danke, Julia.“

„Immer, Süße.“

Kapitel 3

Toni ist so nervös wie sie es zuletzt vor ihrer mündlichen Französisch-Prüfung war, von der ihr finaler Durchschnitt abhing. Wenigstens hatte sie damals das Gefühl, vorbereitet zu sein.

Jetzt, da sie das Klingelschild mit dem Namen Schwegler drückt, fällt es ihr viel schwerer, sich vorzustellen, wie sie die Prüfung bestehen soll – die Härteprüfung, zu der jeder einzelne ihrer Besuche mutiert. Gleich wird die Tür sich öffnen, sie hört drinnen schon die Sohlen ihrer Mutter auf dem Parkett. Toni erkennt sie an ihrem gediegenen Gang, bei dem immer ein stiller Vorwurf mitschwingt. Und so, wie sie sich bewegt, spricht sie auch. Als fordere sie mit allem, was sie denkt oder sagt, die Welt heraus, ihr das Gegenteil zu beweisen.

Früher war es Toni nicht aufgefallen. Erst, seit die Erkenntnis, dass sie Frauen liebt, die Vertrautheit zu ihren Eltern wie ein Meteorit zertrümmert hat. Früher waren sie Komplizen, ein eingeschworener Kreis. Aber nun ist Toni draußen und betrachtet ihre Familie aus der Perspektive einer Astronautin, die losgelöst durchs All trudelt. Ihre Mutter verhält sich, als habe Toni ihr immer etwas vorgespielt. Als habe der Säugling, den sie geboren, das Kind, das sie großgezogen und der Teenager, dessen Socken sie gewaschen hat, sie die ganze Zeit über getäuscht. Als sei das, was sie für ihr Kind gehalten hatte, in Wahrheit ein Wechselbalg, dem nicht ihre Erbanlagen, sondern fremde, außerirdische Gene verpflanzt wurden.

All das liegt in ihrem Blick, als sie die Tür öffnet und sagt: „Nett, dass du kommst, Antonia.“

Noch immer hängen die alten, gerahmten Fotos im Flur: Toni mit einer rosa Zuckertüte, die größer ist als sie. Toni mit ihrer älteren Schwester Sandra. Sandra mit dem schlimmsten Topfschnitt, den jemals ein Friseur verbrochen hat. Ein Familienfoto, Toni auf Papas Schultern.

„Was schenkst du deinem Vater?“, fragt ihre Mutter beiläufig.

„Ein beheizbares Brotmesser. Es toastet die Scheibe, während man schneidet“, antwortet Toni und senkt den Kopf. Ein beklopptes Geburtstagsgeschenk. Wochen lang hat sie jede Idee sofort wieder verworfen, die ihr in den Sinn kam, bis ihr schließlich keine Zeit mehr blieb, etwas Anständiges zu finden, das sie sich leisten konnte.

Ihre Mutter nickt. „Wie nett.“

In der Küche ist Tonis fünfjähriger Neffe dabei, mit einem Spielzeugroboter die Weltherrschaft an sich zu reißen.

„Jannis, sag Hallo zu Tante Antonia“, blafft Sandra ihn an, aber Jannis ist zu sehr damit beschäftigt, die Augen des Roboters aufleuchten zu lassen und dabei in rhythmischen Abständen Fontänen zu spucken. Wahrscheinlich stellt er sich vor, wie der Kampfroboter kraft seiner Laserstrahlen Butterdose, Kuchenplatte und Kaffeemaschine in ein postapokalyptisches Schlachtfeld verwandelt.

Toni umarmt ihren Vater und überreicht ihm das in lila Geschenkpapier verpackte Messer.

„Das wäre doch nicht nötig gewesen“, sagt Mama an seiner Stelle. „Setz dich neben deine Schwester. Möchtest du ein Stück Schokotorte?“

„Nein, danke.“

„Es geht mich ja nichts an“, sagt Sandra, „aber allmählich glaube ich, du bist magersüchtig. Es ist bestimmt ein Jahr her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben – war es nicht auch zu Papas Geburtstag? - darum fällt es mir so auf, dass du dünner geworden bist. Eine Freundin von mir, also sie ist nicht wirklich meine Freundin, wir sind nur zusammen zur Schule gegangen. Jedenfalls hat sie Bulimie und wenn man euch vergleicht, könnte man meinen, du hast dasselbe.“

„Hätte ich Bulimie, würde ich das Stück Torte essen und mir hinterher den Finger in den Hals stecken.“

„Da soll es verschiedene Arten geben, hab ich gehört. Eine von Daniels Arbeitskolleginnen hat wohl Anorexie. Jannis, nicht Omas Topfpalme kaputt machen!“

„Das ist eine echte *Dracena Marginata*“, erklärt Mama, während sie ein Stück Schokotorte auf Tonis Teller ablädt. „Seltsam, dass es immer die Frauen sind, die eine Essstörung entwickeln.“

„Ach übrigens, Papa, Daniel lässt dich grüßen“, sagt Sandra kauend. „Momentan ist er auf Geschäftsreise in Oslo. Aber er wäre gern gekommen.“

Ihr Vater seufzt. „Manchmal beneide ich deinen Mann um seinen Beruf. Der kommt rum in der Welt. Wenn ich Abwechslung will, besuche ich die Kollegen in der Gartenabteilung und schnuppere an der Nordmantanne.“

Mama schenkt ihm Kaffee nach. „Das wäre dir zu viel, ständig auf Reisen gehen zu müssen. In der Teppichabteilung ist es auch nett, da findest du dich einmal zurecht. Und Baumarktverkäufer ist ein solider Beruf, nicht wahr?“

„Ist das ein beheizbares Brotmesser?“

„Ja, ich wusste nicht, was ich sonst...“

„Jannis, lass Omas Palme in Frieden, hörst du!“

Kritisch begutachtet Tonis Mutter das Messer. „Ist das spülmaschinenfest? Da ist kein Symbol drauf.“

Die Küche schwimmt zu einem Kaleidoskop, in dem Stimmen und Gesichter zu einem austauschbaren Brei verklumpen und ständig aus sich selbst heraus neue Klumpen gebären.

Toni lässt sich neben Jannis auf dem Boden nieder, die Fliesen sind klinisch sauber und warm durch die Fußbodenheizung. Er spuckt eine Fontäne in ihre Richtung, ein Zeichen dafür, dass der Kampfroboter gerade ihren Kopf abschießt. Dann fragt er: „Willst du auch mal?“

„Gern. Wie heißt dein Roboter?“

„Eigentlich nenne ich ihn nur Roboter.“

„Okay. Was macht Roboter am liebsten?“ Jannis' dunkle Kinderaugen blicken sie ratlos an. „Es muss doch etwas geben, das er gern tut. Ah, ich weiß. Sein

liebstes Hobby ist es, mit dir zu spielen. Und Käse zu naschen.“

„Käse?“, fragt Jannis.

„Hast du es noch nicht bemerkt?“ Geheimnisvoll senkt Toni die Stimme. „Jeden Morgen fehlt aus dem Kühlschrank ein kleines Stückchen Käse. Das ist, weil Roboter nachts, wenn du eingeschlafen bist, in die Küche schleicht und ihn mopst.“

„Er mopst den Käse?“, kichert Jannis.

„Am liebsten Gouda. Oh, nur den Stinkekäse, der riecht wie ungewaschene Socken, den findet Roboter grausig.“ Toni schüttelt den Kopf des Roboters, als würde dieser sich ekeln.

„Du musst nicht mit ihm spielen“, mischt Sandra sich ein. „Jannis, lass Tante Antonia ihren Kuchen essen.“

„Schon in Ordnung.“ Gerade fällt Toni ein, dass der Roboter heimlich in die Plüschhäsini verliebt ist, die sie Jannis letztes Jahr geschenkt hat.

„Nein, wirklich, du musst das nicht machen.“

„Ich habe Stunden mit dieser Torte verbracht und dir fällt es nicht einmal ein, sie zu kosten“, beschwert sich Mama.

„Wann nimmst du dein Studium wieder auf?“, fragt ihr Vater.

„Sie hat das Studium abgebrochen?“ Entsetzt sperrt Sandra ihren Unterkiefer auf, als wüsste sie das nicht ganz genau.

„Umso besser, dann kann sie jetzt etwas Anständiges studieren“, winkt ihr Vater ab. „Betriebswirtschaft.“

„Und womit verdienst du gerade dein Geld? Jobbst du noch als Kellnerin?“

„Ja“, lügt Toni, während sie abwechselnd mit Jannis die Laserstrahlen des Roboters aufleuchten lässt. Es hat etwas Beruhigendes, sich vorzustellen, wie die Fensterscheiben zerspringen und die Schneidbrettchen auf der Anrichte in Flammen aufgehen.

„Willst du dir nicht was Richtiges suchen? Wenn du vorhast, BWL zu studieren, könnte mein Mann dir einen Job in seiner Firma verschaffen. Die suchen immer Studenten in der Richtung. Da fängst du zwar klein an, aber wenigstens musst du keine schmutzigen Teller mehr hin und her schleppen. Jannis, jetzt hör doch mal auf!“

Tonis Blick kreuzt den ihres Neffen. „Neulich haben Mama und Papa darüber geredet“, flüstert er, „dass du mich andersrum polst und ich dann schwul werde, wenn ich mit dir spiele. Erklärst du mir, was das bedeutet?“

Sie hat noch nicht einmal angefangen, über eine passende Antwort nachzudenken, ja, der Gedanke ist noch nicht einmal ganz eingerastet, als Sandras Hand schon in Jannis' Gesicht klebt. Ihre Eltern hören auf, Belanglosigkeiten auszutauschen und halten inne, die beladene Kuchengabel und die Kaffeetasse auf halbem Weg zum Mund. Jannis' Weinen ist neben dem Ticken der Uhr das einzig verbliebene Geräusch. Alle starren auf Sandra, die mit glühenden Wangen die Hände in die Hüften stemmt. „Das habe ich so nie gesagt.“

„Wie denn dann?“

„Frag nicht auch noch nach, Antonia“, sagt ihre Mutter, als sei Toni diejenige, die gerade einen Tabubruch begangen hat.

„Ich finde es interessant, zu hören, was meine Schwester von mir denkt.“

„Jannis, geh ins Bad“, befiehlt Sandra und versetzt ihrem Sohn einen Klaps gegen die Schulter. „Und hör auf zu weinen, Männer machen sowas nicht.“

„Jetzt übertreibst du aber.“ Vater hat die Kuchengabel beiseitegelegt. „Der Junge ist erst sechs, Herrgott.“

Toni nimmt ihren Neffen in die Arme und wischt ihm mit ihrem Ärmel den Rotz von der Nase. „Du ohrfeigst ihn für deine eigenen Worte.“

„Lass ihn gefälligst los! Wollen mir denn alle vorschreiben, wie ich mein Kind zu erziehen habe?“, keift Sandra und zerrt Jannis an der Hand aus dem Raum.

Mama erhebt sich, die Stirn sorgenvoll in Falten gelegt. Während sie Sandra folgt, raunt sie Toni zu: „Besser, du gehst jetzt. Dein Vater packt dir ein Stück Torte ein.“

Während Toni sich die Schuhe zubindet, dringt Sandras Stimme begleitet von Jannis' Weinen aus dem Badezimmer.

„Stimmt es etwa nicht? Soll ich es schönreden oder so tun, als wäre sie normal? Niemand kann mir vorwerfen, dass ich meinen Sohn beschützen will. Er soll unter Menschen aufwachsen, die gut für ihn sind. Ich...“ Den Rest schneidet die Haustür ab, als Toni sie hinter sich ins Schloss wirft.

Sie wird sich ihre Familie abgewöhnen müssen und mit ihr auch endgültig das Bedürfnis, eine zu haben. Sie wird an dem Ast sägen, auf dem sie sitzt, bis sie wie eine faule Frucht vom Stammbaum fällt, weit, weit, weit.

Der Wind treibt ihr Tränen in die Augen, sie blinzelt sie fort. Ein bisschen weint sie um Jannis, dem das alles noch bevorsteht, ob schwul oder nicht. Eines Tages wird er erkennen, dass er weinen muss, ohne Mama vorher um Erlaubnis zu fragen. Und sollte er nicht können, hat er die Tränen, die Toni sich mit dem Ärmel abwischt, an dem noch seine Rotze hängt, erst recht nötig.